

Brodersen, Folke; Brück, Jasmin; Nestler, Thomas

"Wir sind hier, wir sind queer!". Auseinandersetzungen queerer junger Menschen mit Sichtbarkeit, Coming-out und Selbstbezeichnungen

Soziale Passagen 17 (2025) 2, S. 565-580



Quellenangabe/ Reference:

Brodersen, Folke; Brück, Jasmin; Nestler, Thomas: "Wir sind hier, wir sind queer!". Auseinandersetzungen queerer junger Menschen mit Sichtbarkeit, Coming-out und Selbstbezeichnungen - In: Soziale Passagen 17 (2025) 2, S. 565-580 - URN: urn:nbn:de:0111-pedocs-355820 - DOI: 10.25656/01:35582; 10.1007/s12592-025-00557-4

<https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0111-pedocs-355820>

<https://doi.org/10.25656/01:35582>

in Kooperation mit / in cooperation with:



<https://info.aa-deepgreen.de>

Nutzungsbedingungen

Dieses Dokument steht unter folgender Creative Commons-Lizenz: <http://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de> - Sie dürfen das Werk bzw. den Inhalt vervielfältigen, verbreiten und öffentlich zugänglich machen sowie Abwandlungen und Bearbeitungen des Werkes bzw. Inhaltes anfertigen, solange Sie den Namen des Autors/Rechteinhabers in der von ihm festgelegten Weise nennen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use

This document is published under following Creative Commons-License: <http://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.en> - You may copy, distribute and render this document accessible, make adaptations of this work or its contents accessible to the public as long as you attribute the work in the manner specified by the author or licensor.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.



Kontakt / Contact:

peDOCS
DIPF | Leibniz-Institut für Bildungsforschung und Bildungsinformation
Informationszentrum (IZ) Bildung
E-Mail: pedocs@dipf.de
Internet: www.pedocs.de

Mitglied der


Leibniz-Gemeinschaft



„Wir sind hier, wir sind queer!“

Auseinandersetzungen queerer junger Menschen mit Sichtbarkeit, Coming-out und Selbstbezeichnungen

Folke Brodersen · Jasmin Brück · Thomas Nestler

Eingegangen: 17. April 2025 / Angenommen: 10. September 2025 / Online publiziert: 24. September 2025

© The Author(s) 2025

Zusammenfassung Queerness ist eine Lebensrealität, die junge Menschen spezifisch erleben und gestalten. Die gegenwärtigen Bedingungen *queerer* Sichtbarkeit prägen Ambivalenzen des Sichtbar-Werdens: Sie versprechen Anerkennung und drohen zugleich mit Gewalt. Dabei verlangen sie nach einer aktiven Gestaltung eines Coming-out und führen zu neuen Bedeutungen von *queer* als expliziter Selbstbezeichnung. In diesem Beitrag skizzieren wir die Lebenssituation von jungen *queeren* Menschen und die an sie gerichteten Anforderungen daran, sich öffentlich, selbstbewusst, stolz und authentisch als *queer* zu zeigen. Ihre Gestaltung von *queer* als Identität umfasst dabei zwei parallele Deutungen, den heterogenen inklusiven Bündnissen und der disruptiven Kritik. Eine sinnhaft *queere* Wirklichkeit ist damit aktuell von permanenten Kämpfen durchzogen, die dazu befähigt und nötigt, dass junge Menschen politische Akteur*innen werden.

Schlüsselwörter Queer · Jugendalter · Sichtbarkeit · Coming-out · Selbstbezeichnungen

✉ Dr. Folke Brodersen

Centre for Diversity, Media and Law, JLU Gießen, Ludwigstraße 34, 35390 Gießen, Deutschland
E-Mail: folke.brodersen@uni-giessen.de

Prof. Dr. Jasmin Brück

IU Internationale Hochschule, Bahnhofplatz 2, 97070 Würzburg, Deutschland
E-Mail: Jasmin.Brueck@iu.org

Thomas Nestler

Hochschule Fulda, Leipziger Str. 123, 36037 Fulda Fulda, Deutschland
E-Mail: thomas.nestler@sw.hs-fulda.de

‘We are here; we are queer!’

Queer young people’s struggles with visibility, coming out and self-labelling

Abstract Queerness is a lived reality experienced and shaped by young people. The current conditions of queer visibility are characterised by ambivalences of becoming visible: they promise recognition and at the same time threaten with violence. They demand an active strategy of coming out and lead to new meanings of ‘queer’ as an explicit self-designation. In this article, we outline the life situation of young queer people and the expectations placed on them to show themselves publicly, confidently, proudly and authentically as queer. Their framing of ‘queer’ as an identity encompasses two parallel interpretations: heterogeneous inclusive alliances and disruptive criticism. A meaningfully queer reality is thus currently characterised by permanent struggles that enable and compel young people to become political actors.

Keywords Queer · Young people · Visibility · Coming-out · Self-labelling

1 Sichtbarwerden und Sichtbarsein

Queerness ist eine Lebensrealität – gerade und auf spezielle Weise von jungen Menschen und in der Gegenwart. Wir leuchten im folgenden Beitrag die Frage *queerer* Sichtbarkeit aus. Die Bedingungen, unter denen *queere* junge Menschen ihr Leben gestalten, diskutieren wir hinsichtlich der Ambivalenzen des Sichtbarwerdens, von Coming-out-Strategien und der Bedeutung von *queer* als explizite Selbstbezeichnung. Wir suchen nach den Herausforderungen und Umgangsstrategien, die damit verbunden sind, und fragen, was es für junge Menschen heute heißt, „*queer* zu sein“.

Wenn wir im Folgenden über *queer* sprechen, meinen wir damit einen unabhangeschlossenen Prozess aus Selbstverhältnissen, Beziehungen und dem Versuch, Identitäten zu konturieren. Insbesondere mit dem Begriff *queer* fassen junge Menschen diese Aspekte gleichsam als politische Praxis wie als persönlich Selbstgestaltung – entsprechende Verhandlungen zeichnen sich durch ein hohes Maß an Pluralität der Bezugnahmen und Handlungsweisen aus. Zugleich erscheint *queer* aufgrund dieser Uneindeutigkeiten oft schwer fass- und begreifbar (vgl. Perko 2007). Wenn junge Menschen *queer* nutzen, um sich vor dem Hintergrund von Offenheit und Vielfalt zusammenzufinden, lohnt sich gerade deshalb eine weitere Erkundung dessen, was dieser Begriff praktisch für sie meint. Unsere These ist, dass junge Menschen heute *queer* als selbstbewusste Eigenbezeichnung nutzen, unter der sie eine Vielzahl an Deutungsnuancen verstehen – und damit die bereits angesprochene Pluralität abbilden, die für Außenstehende nicht immer nachvollziehbar sein muss und auch situations- und kontextabhängig Unterschiedliches meinen kann.

Gerade für die Soziale Arbeit ist eine Auseinandersetzung mit diesem Begriff des *Queeren* von hoher Bedeutung: Sie fordert dazu auf, Lebensrealitäten von queeren jungen Menschen nicht auf normative Raster zu reduzieren, sondern ihre uneindeutigen, oft widersprüchlichen Selbstverhältnisse ernst zu nehmen. In einer Profession, die sich auf Beziehungsgestaltung, Begleitung und Unterstützung in biografischen

Übergängen spezialisiert, verlangt dies eine reflexive Auseinandersetzung mit *queeren* Perspektiven – jenseits von Kategorisierungen oder Identitätszuschreibungen.

Um diesen Bedeutungen des *Queeren* in der Gegenwart nachzugehen, skizzieren wir zunächst die Lebenssituation von jungen queeren Menschen, und setzen *Queer*-Sein mit der Lebensphase Jugend in Verbindung (2). Die zugrundeliegenden gesellschaftlichen Bedingungen – etwa sich öffentlich, selbstbewusst, stolz und authentisch als *queer* zu zeigen – betrachten wir am Beispiel der Jugendserie *Love, Victor* (3). Wir zeigen, wie junge Menschen sich mit dieser Lebensrealität auseinandersetzen, indem sie unterschiedliche Strategien für ein Coming-out einsetzen (4). Mit *queer* formulieren junge Menschen dabei sowohl eine Identität, die inkludierend ausgerichtet ist und heterogene Verortungen versammelt, wie sie auch versuchen heteronormative Annahmen aufzubrechen (5). Inwiefern dies eine Neuauflage oder eine Weiterführung von Politiken bedeutet, diskutieren wir anhand der gegenwärtigen Aushandlungen zu *Queerness* (6). Mit diesem Beitrag zeigen wir so auf, wie queere junge Menschen sich in permanenten Kämpfen um eine für sie sinnhafte *queere* Wirklichkeit befinden. Damit werden sie zu politischen Akteur*innen, die einen hohen Anteil daran haben (wollen), *queere* Sichtbarkeit herzustellen.

2 Queere Jugend – Aufwachsen unter ambivalenten Anforderungen

Um über queere Jugend sprechen zu können, bedarf es einer einleitenden Erklärung dieser Lebenssituation. Jugend im Sinne einer spezifischen Lebensphase von jungen Menschen ist geprägt von Veränderungsdynamiken und Entwicklungsaufgaben. Junge Menschen müssen sich einerseits mit körperlichen, kognitiven und psychologischen Prozessen auseinandersetzen. Andererseits werden sie mit sozialen Herausforderungen konfrontiert, die im Prozess des Erwachsenwerdens zu bewältigen sind (vgl. Brück et al. 2023). Der 15. Kinder- und Jugendbericht bestimmt in diesem Zusammenhang die drei Kernherausforderungen:

„eine Allgemeinbildung sowie soziale und berufliche Handlungsfähigkeit zu erlangen (Qualifizierung), für sich selbst Verantwortung zu übernehmen (Verselbstständigung) und eine Balance zwischen individueller Freiheit und sozialer Zugehörigkeit und Verantwortung zu entwickeln (Selbstpositionierung).“ (Deutscher Bundestag 2017, S. 6)

Daraus resultiert ein ambivalenter Prozess, der gesellschaftliche Anspruchshaltungen hinsichtlich einer Normalbiografie formuliert und den Charakter einer ständig wiederkehrenden Mahnung an die zu respektierenden gesellschaftlichen Ordnungsmuster innehat. Gleichzeitig bestehen Versprechen der Freisetzung, die jungen Menschen Möglichkeiten der Selbstgestaltung offerieren – sie verlangen zugleich die Verantwortungsübernahme für das eigene Leben und fordern eine Selbststeuerung im Umgang mit Plänen, Gefahren und Risiken (vgl. Burghardt und Dederich 2019, S. 176). Die paradoxe Gleichzeitigkeit vom Suchen, Entwickeln und Festigen einer Vision von sich selbst sowie dem Erfüllen normativer Bedingungen und Aufforderungen können in der Lebensrealität von jungen Menschen als „wesentliches Resultat einer gesellschaftlichen Individualisierung angesehen werden“ (Stauber 2012,

S. 55). Über sich selbst zu bestimmen, ist damit ein Befreiungsschlag und zugleich eine Anforderung an junge Menschen.

Auch heteronormative Sozialstrukturen haben u. a. über diesen Mechanismus Einfluss auf das Heranwachsen. Tradierte Geschlechterverhältnisse geben Verhaltensmuster und strukturelle Rahmenbedingungen vor, die vielfach als objektiv oder naturgegeben erfahren und erwartet werden (vgl. Butler 2018, S. 24). Die einhergehenden Erwartungen an Aussehen, Körper, sexuelle Wünsche, Hobbys, Peerbeziehungen und Selbstkonzepte widersprechen einer Vielfalt von sexuellen (z. B. homo-, bi-, heterosexuellen) und geschlechtlichen (z. B. trans*, inter*, cis) Lebensweisen und darüberhinausgehenden Konzepten geschlechtlich-sexueller Existenz (z. B. queer, genderqueer). Junge queere Menschen stehen somit noch einmal mehr vor der Herausforderung, Normabweichungen, die einer Cis-Heterosexualität widersprechen, mindestens sich selbst und oft auch anderen gegenüber zu legitimieren (vgl. Brück 2023; Frohn 2013). Damit eng verbunden ist die Auseinandersetzung mit Sichtbarkeit und des Umgangs mit Selbstbezeichnungen. Die gegenwärtigen Bedingungen und Folgen dieser Fragen thematisieren wir im Folgenden.

3 Zur aktuellen Gesellschaftsstruktur – Sichtbarkeit als Chance, Herausforderung und Anforderung

Sichtbarkeit ist – neben bürgerlichen Rechten – die verbindende Referenz und das zentrale Schlagwort gegenwärtiger Fragen des *queeren* Lebens: Diskriminierung und psychische Belastung, Stereotype und Vorbilder, politische Forderungen und Alltagsgestaltung werden jeweils in Hinblick auf Sichtbarkeit verhandelt. Das gilt auch und auf besondere Weise für queere junge Menschen. Im Fokus steht dabei der Prozess des Sichtbarwerdens, das Coming-out. Dass sich dessen Bedingungen, wie auch die Effekte und Bedeutungen von Sichtbarkeit im Vergleich zu den 1970er und 1990er-Jahren verschieben, zeigt unter anderem die Serie *Love, Victor* (ersch. 2020). Sie veranschaulicht, dass sich gegenwärtig junge Menschen nicht nur selbst ein Coming-out wünschen, sondern auch von außen, von unterstützenden Familien und interessierten Freund*innen an sie die Anforderung herangetragen wird, sichtbar zu sein und sich sichtbar zu machen.

3.1 Mediale Darstellungen – „Mom, Dad, I’m gay.“

Als Nachfolger der vielfach gelobten Buchadaption *Love, Simon* (ersch. 2018) – des ersten queeren Teenager-Liebesfilms eines großen Hollywoodstudios – folgt *Love, Victor* dem Protagonisten Victor Salazar. Der Jugendliche wird gezeigt in Auseinandersetzungen mit einer neuen Schule, seiner streitenden Familie, den zunehmend sexuellen Wünschen seiner ersten Freundin, den Empfindungen für seinen Mitschüler Benji und der Frage, ob und wie sich ein schwules Leben überhaupt leben lässt. Die Staffel schließt mit Victors Abschlussball, auf dem er und Benji sich ihre Liebe gestehen, der bitter-enttäuschenden Trennung von seiner Beziehungspartnerin Mia und dem Coming-out vor seiner Familie. Hat Victor bisher eine Homosexualität

höchstens umschrieben, ist der letzte Satz der ersten Staffel ein stolz und emphatisch vorgetragenes „No. [It’s] not nothing. Mom, Dad, I’m gay.“

Die Serie zeigt damit zweierlei. Erstens verdeutlicht sie, wie begrenzt und umkämpft eine *queere* Existenz weiterhin sein kann. Vor allem religiöse Kontexte, konservative Verwandte, komplexe Familienbeziehungen und Schule werden als Produktionsort von Normalität und mögliche Barrieren *queeren* Lebens dargestellt. Sie stehen sowohl Victors Selbstbearbeitung im Wege, wie sie auch den Prozess seines Coming-outs erschweren. Sichtbarkeit und Sichtbarwerden sind damit aufwendig und eingeschränkt. Die Serie betont zweitens eine Notwendigkeit der Sichtbarkeit. Sie ist nicht nur eine von vielen möglichen Optionen, sondern wird in Victors Fall zur impliziten und expliziten Anforderung. Vielfach wird ihm von seinen queeren Vertrauten zu einem Coming-out geraten – während zugleich die dysfunktionale Beziehung zu Mia, seiner Schwester und zu seinem Schwarm Benji darauf beruht, dass Victor über sein sexuelles Empfinden schweigt. Wenn das erstmalige „I’m gay“ dann die Staffel beendet, ist dies die Bedingung, damit Victor in den nachfolgenden Darstellungen glücklich werden kann: für sich selbst, mit seiner Familie und seiner Partnerschaft.

3.2 Die Ordnung der Sichtbarkeit – wie Inklusionsversprechen und Ausschlussdrohung gleichzeitig wirken

Wie in dieser Serie hat *queere* Sichtbarkeit heute in Gesellschaften, die an bürgerlichen Pflichten und (neo)liberalen Freiheitsrechten orientiert sind, einen Doppelcharakter: Sie ist einerseits prekär und umkämpft, und wird andererseits zur Voraussetzung und Anforderung. Antke Antek Engel (2002) beschreibt diese Situation als Gleichzeitigkeit von rigider Normativität und flexibler Normalisierung: *Queerness* ist es erlaubt, die bestehende geschlechtliche und sexuelle Heteronormativität zu überschreiten, sie auszuweiten, und erhält dabei auch zumeist Anerkennung – weiterhin steht sie aber jederzeit in Gefahr, aus der gesellschaftlichen Akzeptanz ausgestoßen zu werden. Debatten um das Kindeswohl oder den Intimraum öffentlicher Toiletten dienen dazu, biologistische Ideale der reproduktiven Familie und vermeintlich eindeutiger Geschlechtskörper aufzugreifen, engzuführen und queeren Lebenswelten eine Absage zu erteilen. Die Aufforderung, sich zu zeigen und identifizierbar zu sein, schafft so Raum innerhalb von Gesellschaft und lässt sich zugleich nicht ohne Konsequenzen ablehnen, wie das Beispiel von Victor und seiner Verweigerung eines Coming-outs zeigt.

Auch in queerer psychologischer Beratung (Brodersen 2018a), queer-politischem Aktivismus (Huber 2013) und queerer Literatur (Woltersdorff 2005) ist Sichtbarkeit nicht nur eine *Option*. Sie kann nicht nur anhand der eigenen Situation oder individuellen Maßstäben abgewogen und verhandelt werden, sondern sie hat auch einen Wert an sich, weshalb sie von anderen *eingefordert* wird. Jeweils setzt dies Individuum und Gesellschaftspolitik in eins: Die Anstrengungen für gesellschaftliche Teilhabe, soziale Anerkennung und rechtliche Berücksichtigung erscheinen gleichursprünglich mit dem Kampf um Sichtbarkeit, die dem Individuum Würde, Selbstwert und Authentizität verheißt. Sichtbarkeit aufgrund der eigenen Lebensumstände abzulehnen oder zu problematisieren, bedeutet dann, eine soziale Bewegung abzulehnen

und sich dem Vorwurf einer unzureichenden Identifikation auszusetzen. Die Position außerhalb der Sichtbarkeit ist in gegenwärtiger queerer Politik, Community und kultureller Repräsentation unvorstellbar geworden.

3.3 Was junge Menschen erleben – Druck und die Gefahr des Dramas

Insbesondere junge Menschen erleben diese Anforderung. Sie sind zum einen in ihrer spezifischen Lebenslage grundsätzlich mit der Produktion von Sichtbarkeit befasst. Die Ausdifferenzierung innerhalb von familiären, schulischen und freundschaftlichen Zusammenhängen verlangt von ihnen, sich nicht in ihrem Selbstbild zu differenzieren und dies auch nach außen zu zeigen: Die Entwicklungsaufgabe, ein Selbst zu bestimmen und eine Authentizität zu finden, ist heute an eine Darstellung nach außen gekoppelt (weiterführend Brodersen 2019). Zum anderen sind junge Menschen die primären Adressat*innen der allgegenwärtigen Coming-out-Diskurse: Es ist das jugendliche Coming-out – und nicht das der älteren trans* Frau, der bisexuellen Mutter oder der jungen, alleinwohnenden Studierenden –, das heute medial, politisch, von Peers und Familien eine hohe Aufmerksamkeit erhält. Dabei fragen Eltern und Mitschüler*innen interessiert nach einer sexuellen Orientierung; Dating- und Informationsnetzwerke stellen Coming-out-Geschichten zur Orientierung bereit und begehen darauf bezogene „Feiertage“; pädagogische Angebote betonen ihre Offenheit für ein Coming-out. Der Hinweis, *es doch einfach sagen zu können*, ist dabei ein unterstützendes Gesprächsangebot wie auch eine Form der Problematisierung. Utan Schirmer (2017) weist darauf hin, dass queere junge Menschen in Jugendangeboten in diesem Sinne entweder ausgeblendet oder als zu bearbeitendes Problem verhandelt werden, das nur durch Antidiskriminierungsarbeit und die Möglichkeit zum Coming-out aufgelöst werden kann. Sich zu outen ist in jugendlicher Lebenswelt nicht ein einfach stattfindender, irrelevanter Prozess, sondern immer mit einer aktiven Positionierung, einer Entscheidung und einer Notwendigkeit verbunden.

Auch junge Menschen selbst erleben die Effekte dieser *Ordnung der Sichtbarkeit*: Die Interviews von Emmie Stemmer et al. (2024) mit trans* und nichtbinären Jugendlichen zeigen, dass diese mit ihrem Coming-out die Möglichkeit ersehnen, sich selbst zu bestimmen, sich auf andere Weise zu inszenieren und anders wahrgenommen zu werden. Auch wenn ihre Hoffnungen vielfach enttäuscht werden, ist Sichtbarkeit für sie der Ausgangspunkt für positive Veränderung und Anerkennung. Auch im Material der Studie „Coming-out – und dann ...?!“ (Krell und Oldemeier 2015) visieren queere junge Menschen eine Selbstverständlichkeit der Sichtbarkeit an und verschränken dabei Normalität und Veränderung.¹ Gleichzeitig stellt das Coming-out eine Herausforderung für sie dar, wenn sie durch ihr Umfeld einen Druck zu spüren bekommen und hinsichtlich ihrer Sexualität (und ihres Geschlechts) ausgefragt werden. Ebenso ist es für die Jugendlichen mit der Gefahr der Hervorhebung, Abwertung und Ausgrenzung verbunden – kurz: Es besteht für sie die Drohung des Dramas. In einer Situation, in der *Queerness* mindestens medial und diskursiv stets präsent ist und meist auf expliziter Sichtbarkeit und Hervorhebung beruht, assozi-

¹ Ausführlicher zur Wahrnehmung eines Drucks und der Gefahr einer Dramatisierung durch queere Jugendliche siehe Brodersen (2018b).

ieren viele junge Menschen mit der Sichtbarkeit ihrer Person negative Reaktionen. *Queerness* wird für sie nicht *normaler* und allgegenwärtiger, sie erscheint auch in der Form der Differenz, mit der für sie auch Abwertungen einhergehen. Coming-out ist und bleibt eine ambivalente Praxis, die durch zahlreiche Abwägungen, widerstreitende Emotionen und komplexe Erfahrungen geprägt ist.

Coming-out und Sichtbarkeit haben sich für junge Menschen so in ihren Rahmenbedingungen seit den 1970er-Jahren deutlich verändert. Die vermehrte Aufmerksamkeit, die sexuelle und geschlechtliche Vielfalt heute erhalten, macht für sie Coming-out-Prozesse und Reaktionen erwartbarer und planbarer – die damit verbundenen Befürchtungen heben sich jedoch nicht auf. Außerdem entstehen mit der Sichtbarkeit neue Anforderungen gerade an queere junge Menschen: Ein Coming-out zu haben, ist nun ein erwartbarer Akt der Authentizität und erscheint als „must have“ in der frühen queeren Biografie.

4 Praxen der Sichtbarwerdung – Strategien des Coming-out

Queere junge Menschen gestalten sodann diese Sichtbarkeit. Sie sind selbst aktiv, wünschen sich, in die Gesellschaft einzutreten, und nutzen dafür unterschiedliche Strategien (vgl. Brück 2023). Kulturell zur Verfügung stehende queere Referenzen wie bekannte Mediendarstellungen (*Heartstopper*, *Girl in Red*, *Pose*), Regenbogenfahnen und das zunehmend verbreitete Wissen um *queere* Lebensentwürfe dienen ihnen als Ausgangspunkte für ihr Coming-out. Teilweise planen sie, wie sie neugierigen Tanten, ignoranten Geschwistern und bohrenden Mitschüler*innen gegenüber treten – teilweise entwickeln sich ihre Umgangsweisen aus dem Moment heraus. Jeweils zeigen sich in diesen Strategien die Hoffnungen und Visionen der jungen Menschen hinsichtlich einer anzustrebenden Sichtbarkeit – und in manchen Fällen gelingt es ihnen auch, diese zu realisieren. Grundlegend unterscheiden wir auf Basis qualitativer Interviews drei Strategien.

4.1 „Ich würde jetzt nicht sagen ‚Ich möchte das langweilige Hetero-Leben‘, aber ...“ – sich hetero-normalisieren

Die Coming-out-Strategie der Hetero-Normalisierung verwendet unter anderem Hannes: „Also ich möchte halt dieses- [...] Quasi einfach zusammen mit dem Partner glücklich werden, ganz normal arbeiten, abends nach Hause kommen, zusammen was machen.“ (22)² Hannes wünscht sich eine Normalität im Umgang der Gesellschaft mit seiner Partnerschaft. Damit diese nicht (negativ) hervorgehoben und zu einem Drama wird, nimmt er sich vor, in seinem ästhetischen Ausdruck und Verhalten weder ein „Berufsschwuler“ (22) zu sein noch ein sexuelles „Partyle-

² Die im Folgenden verwendeten Interviews mit schwulen und lesbischen Jugendlichen entstanden im Projekt „Coming-out – und dann ...!“ (Krell und Oldemeier 2015); die Seitenzahlen beziehen sich auf die Seite des Transkripts. Sie wurden von Folke Brodersen sekundäranalytisch ausgewertet und zu den hier dargestellten Dimensionen verdichtet. Ausführlicher beschrieben sind sie in Brodersen (2018b). Alle verwendeten Namen – in diesen wie in den folgenden Daten – sind anonymisiert. Ähnliche, aktuellere Strategien zeigen auch Stemmer et al. (2024).

ben“ (22) zu führen – er strebt eine monogame, bürgerlich-unscheinbare Beziehung an. Auch Nadine verbindet ihren Wunsch nach einer Kleinfamilie damit, dass nach einigem „Gerede“ die Nachbarn „dann sehen [würden], dass [ihr Lesbisch-sein] okay ist“ (35) und es den geplanten Kindern weder an „Essen“ noch an „Liebe“ mangelt.

Nadine und Hannes bemühen sich um die Unhinterfragtheit und Selbstverständlichkeit der Heterosexualität: Sie wollen omnipräsent sichtbar, irrelevant und gleichzeitig anerkannt sein, wie sie es heterosexuellen Beziehungen zuschreiben. Dafür lehnen sie sich in ihrer Selbstdarstellung und ihrem Coming-out an heterosexuelle Ideale an. Für Hannes stellen politischer Aktivismus, Promiskuität und (sexueller) Hedonismus die Grenze der bürgerlichen Kleinfamilie dar. Das lohnarbeitende Double-Income-Paar und die Care-Tätigkeit für Kinder dienen Nadine als (vergeschlechtlichte) heterosexuelle Orientierungspunkte. Beide nehmen damit das sich ausweitende Angebot der „Heterosexualisierung der Homosexualität“ (Hark und Laufenberg 2013, S. 233) an: Sie bauen auf ein Versprechen der Anerkennung *queeren* Lebens, das zugleich eine heteronormative Angleichung von Wünschen, Träumen und Praktiken voraussetzt.

Die Strategie, die Differenz zwischen eigener Homo- und idealisierter Heterosexualität zu reduzieren, ist allerdings auf einem schmalen Grat gebaut. Sie setzt die jungen Menschen einer autoritären, heterosexualisierenden Deutungsmacht aus (weiterführend Engel 2002): Jana befürchtet, von Freunden und Verwandten in die „normale Schiene“ (22) der Heterosexualität zurückgeschoben oder mit der Erwartung konfrontiert zu werden, in ihrer Beziehung eine (heteronormative) Rollenverteilung aus „Mann und Frau“ (37) leben zu müssen. Die Normalität der Heterosexualität ist für queere junge Menschen somit sowohl ein begehrtes Gut als auch eine Gefahr.

4.2 „Ich habe irgendwann Spaß dran gehabt“ – Drama überspitzen und sich den Zwang aneignen

Eine zweite Coming-out-Strategie steigert das erwartete Drama. So berichtet Denise von ihrem vehementen Vorsatz für ein Coming-out: „bei einem Teil von meiner Familie, also meine Oma, meine Uroma, mein Bruder, Tante, Onkel, all so was. Ich glaube, die vermuten es auch ALLE. [...] also ich sage immer: Ja, wenn das nächste Familienessen ist, dann haue ich mal auf den Tisch.“ (7) Denise sucht Aufmerksamkeit und Sichtbarkeit. Ist es ihr eigentlich unangenehm, wenn sie in der Schule nach ihrer sexuellen Orientierung gefragt wird, verändert sich dies, sobald sie sich selbst als Akteurin plant.

In Denise' Erzählung zeigt sich diese Strategie als „Usurpation“, als Inbesitznahme der bestehenden Ordnung. Wird diese von Andreas Heilmann (2011) anhand des Coming-outs im Feld der Politik als Möglichkeit zur Aneignung integrierender Männlichkeit herausgearbeitet, wendet Denise sie hier auf die Bedingungen der Sichtbarkeit selbst an: Indem sie das Spektakel selbstbewusst aufführt, nimmt sie die Gefahr einer Abwertung vorweg. Sie bestimmt selbst ihre spektakuläre Inszenierung und hebt das einschränkende Moment des Dramas aus. Im kulturellen Narrativ des „out and proud“ (Woltersdorff 2005, S. 43) will sie ihr Lesbischsein spontan vor anderen darstellen und Anerkennung offensiv einfordern.

Zugleich weist Denise auf die Grenze dieser Strategie hin, wenn sie fortfährt: „aber da sind dann auch meine Cousins dabei, die sind noch klein und ich weiß nicht, wie die das so aufnehmen [und ob] meine Tante die schon aufgeklärt hat“ (7). Für Denise ist die Strategie der Usurpation limitiert, weil sie sich damit auch das Nicht-selbstverständliche und Erklärungsbedürftige hervorhebt. Dies produziert – personifiziert in ihren kindlichen Cousins – Unverständnis und Überforderung. Mit der Usurpation der Sichtbarkeit geht so das Risiko einher, die Kontrolle über das Spektakel zu verlieren und von diesem überwältigt zu werden.

4.3 „Ja, brauchst ja nur meine Bilder [an]gucken“ – über Eigenschaften sichtbar werden

Die dritte Coming-out-Strategie basiert auf einer Veränderung der Form des Coming-outs. So weist Christoph zurück, sich outen zu müssen, weil er ein „offensichtlich schwuler Mann“ (3) sei – dieselbe Assoziation verbindet auch Olivia mit ihrer zum CSD getragenen Regenbogenschminke sowie Denise mit den Karohemden in ihrem Schrank. Alle drei benennen diese Tatsachen, wenn sie der Aufforderung zu einer Selbsterklärung nicht nachkommen: Sie negieren die Notwendigkeit eines klassischen Coming-outs. Stattdessen stellen sie Zeichen in den Vordergrund, die nicht nur sie selbst mit einer Homosexualität assoziieren, sondern von deren allgemeinem Symbolcharakter sie ausgehen (können). Aus den drei Möglichkeiten des Umgangs mit einer Homosexualität „Verschweigen, Verschlüsseln oder Bekennen“ (Woltersdorff 2005, S. 32) wählen sie einen Schlüssel aus, der öffentlich bekannt ist. Sie überantworten es ihrem Umfeld, Passant*innen oder ihrer fragenden Mutter, Verbindungen zwischen dem Dargestellten und ihrer sexuellen Orientierung zu ziehen.

Olivia, Christoph und Denise streben dabei nicht nach einer Uneindeutigkeit oder Heimlichkeit, sondern wollen eindeutig und öffentlich als *queer* erkannt werden. Dazu nutzen sie die (gegenwärtige) diskursive Präsenz der *Queerness* und bestimmen, was für sie ihre (je eigene) lesbische und schwule Existenz bedeutet: Fußballer*innen toll zu finden, an einer politischen Bewegung teilzuhaben oder sich auf bestimmte Weise zu bewegen. Der leere Signifikant des *Queeren*, der sie auf ihre Sexualität zu reduzieren droht (vgl. Butler 1996), wird in ihren Erzählungen so mit spezifischen Bezugnahmen und Selbstentwürfen gefüllt. Mit dieser Strategie widersetzen sie sich der freien Assoziation des Spektakels, die alle denkbaren und negativen Bezüge zu ihnen herstellen kann. Auch entziehen sie sich dem Druck nach einem gesonderten Sprechakt, rücken ihren Alltag in den Fokus und definieren sich über ausgewählte Eigenschaften.³

Auch diese Strategie ist prekär. Olivia problematisiert, von der Lesefähigkeit des Gegenübers abhängig zu sein. Wenn die Regenbogenfahne nicht erkannt wird oder nur Stereotype damit assoziiert werden, scheitert ihr Vorhaben über für sie positive, politische und stolze Zeichen gelesen zu werden. Auch ist diese Strategie durch eine zu aussagekräftige Symbolisierung begrenzt: Für Denise und viele andere Interviewte ist mit Beginn einer Partnerschaft ein allumfassendes, unkontrollierbares

³ Zur politisch-queertheoretischen Bedeutung dieser Strategie und ihre Verschiebung von einer Homosexualität als Seinsweise zu einer Kollaboration mit der Homosexualität siehe Brodersen (2020).

Coming-out unvermeidlich. Händchenhaltend über die Straße zu gehen, deuten sie als absolute Symbolisierung einer *Queerness*. Das schillernde Moment des Coming-outs über Eigenschaften ist nur in einem schmalen Korridor an Zeichen möglich.

Die drei dargestellten Coming-out-Strategien haben trotz ihrer Unterschiede zentrale Gemeinsamkeiten: Sie basieren auf einer vorhandenen Sichtbarkeit, streben diese grundsätzlich an und versuchen gleichzeitig, den damit verbundenen Prozess und ihre Effekte zu verändern. Sie möchten durch Assoziationen ihrer Umgebung sichtbar werden, selbst Handlung und Deutungsmacht übernehmen und sich dabei als Person ausgestalten. Queere junge Menschen führen in der Gegenwart so nicht nur einen Kampf gegen Unsichtbarmachung. Sie kämpfen auch um die Inhalte, Bedeutungen und Formen des Sichtbarwerdens. Sie fragen sich nicht mehr nur, ob und wann, sondern auch wie sie sichtbar werden und sein wollen. Dieses Ringen um die Ausgestaltung eines sichtbaren Alltags ist weder irrelevant noch eine Abkehr von einer Politisierung. Eher setzen sich queere junge Menschen hier mit den veränderten gesellschaftlichen Rahmenbedingungen auseinander, die Aktivist*innen und gesellschaftliche Transformationen in den letzten 50 Jahren gestaltet haben (weiterführend Laufenberg 2014).

5 Queer als Selbstbezeichnung – von historischen Kämpfen und aktuellen Verortungen

Die Frage der Sichtbarkeit stellt sich für junge Menschen dann hinsichtlich der Begriffe für das eigene Empfinden. Zunehmend als Selbstbezeichnung wird dabei das Wort *queer* verwendet. Um dessen Bedeutung zu analysieren, führten wir im Zeitraum Januar bis Februar 2021 eine Online-Kurzumfrage in sozialen Netzwerken durch. Wir folgten einem explorativen Ansatz mit dem Ziel, subjektive Bedeutungszuschreibungen und Deutungsmuster des Begriffs *queer* aus der Perspektive junger Menschen zu rekonstruieren. Die Stichprobe wurde gezielt aus einer heterogenen Gruppe im Alter von 14 bis 25 Jahren generiert, die sich jenseits cis-normativer und heteronormativer Ordnungen verorten. Die zentrale Erhebungsfrage lautete: „Was bedeutet *queer* für dich?“ Die Auswertung des erhobenen qualitativen Datenmaterials erfolgte entlang der Grounded Theory nach Strauss und Corbin (1996). Dieses methodische Verfahren ermöglichte eine offene und theoriesensibilisierte Analyse thematischer Konzepte, individueller Sinnzuschreibungen sowie kollektiver Bedeutungsstrukturen. Die Ergebnisse der Erhebung ergaben zwei unterschiedliche Bedeutungen, die von jungen Menschen teilweise exklusiv und teilweise gleichzeitig genutzt werden.

So schließen junge Menschen mit *queer* an Begriffsverwendungen an, die in sozialen Bewegungen und einer medialen Öffentlichkeit zirkulieren. Unter dem Kampfspruch „We are here, we are queer, get used to it!“ fassen Antke Antek Engel et al. die Anfänge dieses Begriffs in den US-amerikanischen Aktivismen der 1980er-Jahre zusammen (2005, S. 18). Ursprünglich als Schimpfwort gegen all jene verwendet, die nicht der Norm entsprachen, zeigt sich bereits hier eine doppelte Bedeutung von *queer*. Einerseits ist damit ein widerständiger Prozess gemeint, der Ordnungen hinterfragt und dabei nicht etwa einen Platz in Gesellschaft

sucht, sondern diese kritisiert und aufbricht (Groß 2008, S. 46). Andererseits finden sich in dieser Negation divergierende Gruppen zusammen, entsteht also ein (offener, inklusiver) Zusammenschluss unterschiedlicher Kämpfe und Positionen. Beide Bedeutungen des *Queeren* – die Auflösung der Heteronormativität und die solidarischen Bündnisse – werden von queeren jungen Menschen dann aufgegriffen und transformiert. Sie beschreiben dabei ihr eigenes Erleben und Empfinden und wählen (durchaus situativ) dafür passende Begriffe. Gleichzeitig möchten sich jungen Menschen auf diese Weise nach außen sichtbar zeigen, Anerkennung und Gehör finden.

5.1 Ausbruch und Kritik

Mit dem Begriff *queer* wird von jungen Menschen erstens das Ausbrechen aus cis-heteronormativen Strukturen und abgewerteten Positionen assoziiert: Jona macht etwa auf die Notwendigkeit aufmerksam, *queer* als einen Begriff zu verstehen, „dessen herabwürdigende [...] ursprüngliche [...] Bedeutung“ es aufzubrechen gilt, indem Vorstellungen einer cis-heterosexuellen Homogenisierung und die damit zusammenhängenden historischen und bestehenden Zuschreibungen in Frage gestellt werden. Nicola geht einen Schritt weiter und schreibt, dass die zentrale Bedeutung von *queer* eine „Ablehnung von Normativität“ beinhaltet, womit sie jegliche Norm in Bezug auf Geschlecht, Sexualität, aber auch Körper und Empfinden meint.

Diese jungen Menschen verstehen *queer* als Kritik – ihr eigenes *Queersein* bedeutet für sie auch, nicht zur heterosexuellen Normalität zu gehören und gegen diese Normalität zu rebellieren.⁴ Ihre alltäglich erlebten Differenzerfahrungen werden für sie zum Anlass für Widerstand. Wut, Aufregung und Stolz verbinden sie in einem Konzept von „Wir gegen das heteronormative System“ – nicht nur ihre Forderungen sind somit politisch, sondern sie begreifen sich selbst – zumindest zeitweise oder in bestimmten Kontexten – als Teil eines politischen Kampfes. Diese Form der Selbstverortung kann jedoch auch ambivalente Effekte haben: Sich selbst als lebendes Politikum zu positionieren, kann impliziten Druck erzeugen, sich positionieren oder engagieren zu müssen – was nicht für alle queeren jungen Menschen realistisch oder erstrebenswert ist. Das Hinterfragen und Ablehnen normativer Erwartungen an Aussehen, Verhalten und Selbstpräsentation verbinden sie mit der Entwicklung einer anderen Lebensform, die sich durch eine gesellschaftspolitische Kritik auszeichnet – diese andere Lebensweise stellt nach Mike Laufenberg eine *queere* Art des Fliehens aus der Heteronorm dar, die lebbare Alternativen jenseits dessen entwickelt (vgl. Laufenberg 2014, S. 206ff.).

5.2 Vielfalt als gemeinsamer Nenner

Junge Menschen beschreiben *queer* zweitens als einen Begriff, der – wie Alex uns schreibt – „nur schwer zu definieren ist“, da er so vielfältig ist. Auch Luca kommt auf Vielfalt zu sprechen und dass mit *queer* eine Nichtheterosexualität und „gleichzeitig

⁴ Widerstände zeigen sich auch in institutionellen Kontexten. Vielfach stoßen junge queere Menschen an Barrieren und setzen sich für Veränderung von Regeln und Normen ein (vgl. Nestler 2023).

auch noch so viel mehr“ gemeint sei. *Queer* repräsentiert ein Gefühl, welches sich nicht mit wenigen Worten beschreiben lässt. Utan Schirmer (2010, S. 191ff.) arbeitet ein ähnliches Verständnis von Geschlecht für die Drag-King-Szene der 2000er-Jahre heraus: Geschlecht ist dort uneindeutig und wird als ein „etwas“ bezeichnet, im Sinne von „etwas Anderes“, „etwas mehr“, „etwas Unbestimmbares“ – auf ähnliche Weise findet sich ein veränderter Selbstbezug für die befragten jungen Menschen heute im Wort *queer*. *Queer* wird als Selbstbezeichnung verstanden, die einerseits nicht definierbar ist und andererseits Vielfalt ermöglicht und sich in der Konsequenz sowohl durch seine Negation als auch durch seine Offenheit auszeichnet. *Queer* grenzt sich von eindeutigen Festlegungen ab und ermöglicht eine Breite jenseits, innerhalb und zwischen Zweigeschlechtlichkeit und Heterosexualität.

Damit kann *queer* als Reifikation eines Ausdrucks verstanden werden, der von denjenigen, die ihn verwenden, auf ganz unterschiedliche Weise verstanden und empfunden wird. Statt eines fixierenden Labels ermöglicht *queer* die Benennung des eigenen Gefühls, ohne in ein normiertes Raster gesetzt zu werden: Noah erfährt ihn als konkrete Verortung und Identität – und gleichzeitig als individuelle Ermöglichung, sich jenseits normativer Anforderung selbst anders zu gestalten. *Queer* lässt für junge Menschen eine Freiheit ohne Etikettierungen zu und sichert als Label zugleich das eigene Sein in seiner Vielfältigkeit. In diesem Sinne schreibt uns Benja: „Wenn sich jemand als queer bezeichnet kann das ja alles Mögliche sein.“ Das bedeute zugleich, vielfältige Identitäten und Konzepte mitzudenken und willkommen zu heißen. *Queer* beschränkt sich in dieser Bedeutung für diese jungen Menschen gerade nicht auf die eigene Gruppe, sondern ist als *umbrella term* umfassend. Er enthält mindestens sexuelle und geschlechtliche Identitäten jenseits der Heteronorm, lässt sich aber auch ausdehnen auf andere gesellschaftliche Marginalisierungen. *Queer* wird hier zu einer Bewegung der Einbindung der Ausgeschlossenen und leistet damit beides: Es bietet sowohl die Freiheit des Selbstaudrucks, als auch die Zugehörigkeit zu einer Gemeinschaft.

5.3 Queer als Selbstbezeichnung?

Die beiden Sinngehalte von *queer* stehen nicht nur im Kontrast zueinander, sondern auch zu gängigen Konzepten einer identitären Selbstbezeichnung. Eine innere Kohärenz auf einer Offenheit und Unterschiedlichkeit zu gründen, enthält eine Spannung – gerade, wenn sexualpolitische Bewegungen um die richtige Repräsentation und das Ende abwertender Bezeichnungen kämpfen (müssen). Mit *queer* dann nicht eine Unbestimmtheit, aber eine Vielfalt zu meinen und diese auf sich selbst zu beziehen, erscheint angesichts dauerhafter Infragestellungen und Angriffen kontraintuitiv – gleichzeitig generieren die Befragten daraus ihren, für sie relevanten, politischen Impuls. Der Sinngehalt von *queer*, der über sie als einzelne Person hinausgeht und die Eigengruppe öffnet, ist dann die Grundlage für eine Selbstdarstellung nach außen. Mit *queer* intendieren sie – situativ und affirmativ – die Kommunikation in eine Öffentlichkeit und die Beeinflussung öffentlicher Wahrnehmung.

Dass queere junge Menschen bewusst diese Selbstdefinition für sich finden und aussprechen, möchten wir als multipel widerständigen Akt deuten, der im heteronormativen Sprachraum Platz einnimmt und andere Realitäten manifestiert. Abgesehen

von der nicht unerheblichen Frage, wer die Selbstbezeichnungen der jungen Menschen hört, wahr- und ernstnimmt (und diesen damit zur Sichtbarkeit verhilft), geht es bei diesen Bezeichnungspraxen auch um subtile Verschiebungen. Die Selbstbezeichnung *queer* und das Tragen eines T-Shirts mit der Aufschrift „This is what queer looks like!“ sorgt für mehr Sichtbarkeit und irritiert gegebenenfalls eine cis-heterosexuelle Normalität, wenn die semantische Unabgeschlossenheit des Begriffes in den Vordergrund gestellt wird (Nestler 2018, S. 59–62). Damit tragen junge Menschen ihr Anliegen der thematischen Breite und politischen Kritik von *queer* nach außen. Sie nehmen einen Raum für sich selbst, rütteln an einer Deutungshoheit über ihre Lebenswirklichkeit und konfrontieren eine Gesellschaft mit ihren Forderungen und ihrer Realität.

Die Selbstbezeichnung als *queer* wird von jungen Menschen heute sehr gezielt verwendet – es ist ein Begriff, der ihre Alltagserfahrungen angemessen repräsentiert, wie sie damit den Wunsch nach Veränderung assoziieren und die Notwendigkeit geschlechtlich-sexueller Selbstverortungen hinterfragen: Weshalb muss *mensch* sich überhaupt einordnen und festschreiben? Die offensiv aufgerufene Auseinandersetzung mit der Uneindeutigkeit entspricht nicht zuletzt den Kernherausforderungen des Erwachsenwerdens. Selbstpositionierung und Verselbstständigung sind in der Jugendphase eng verbunden mit „Prozessen der Exploration und des Ausprobierens, der Identitätsfindung, der Entwicklung eigener Werte und des Entwurfs eines eigenen Lebensstils“ (Gaupp 2018, S. 4f.).

6 Fazit: zum Verhältnis von Jugend, Selbstbezeichnung und Politik

Eingangs haben wir die Frage aufgeworfen, wie junge Menschen mit einer *queeren* Sichtbarkeit umgehen, was diese für sie bedeutet und welche Kämpfe und Handlungsoptionen mit je spezifischen Verortungen verbunden sind. Mit unserer Einordnung zu *Love, Victor*, den Interview-Daten und der Kurzumfrage unter jungen Menschen machen wir deutlich, dass die Herstellung von und Auseinandersetzung mit Sichtbarkeit wie auch die Mehrdeutigkeit von *queer* hinsichtlich der Kernherausforderung des Jugendalters eine eigene Komplexität entwickeln. Insbesondere sich über einen Begriff zu positionieren, der zugleich Unklarheit und Offenheit beinhaltet, ist Ausdruck einer ambivalenten Haltung – und dies nicht nur in theoretischer Perspektive, sondern auch für die jungen Menschen selbst. Ihre komplexen Reflexionen zeigen, wie sie *queer* neu denken, neu leben, sich aber auch davon abgrenzen, weil *queer* – so schreibt Mika auf Instagram – „zu schwammig ist“.

Zugleich sehen junge Menschen in der Offenheit des Begriffs ein emanzipatorisches Potenzial: Sie nutzen *queer* nicht nur zur Selbstverortung, sondern als strategische Ressource, um Anerkennung, Sichtbarkeit und strukturelle Veränderung einzufordern. In diesem Sinne wird *queer* nicht lediglich als Identitätslabel gebraucht, sondern fungiert als Projektionsfläche für eine gerechtere, inklusivere und weniger normativ strukturierte Gesellschaft. Als Teil ihres Erlebens und der Auseinandersetzung mit der Welt entwickeln junge Menschen so einen Begriff des *Queeren(s)*, der – implizit und vielfach auch nicht intendiert – die Ziele sexualpolitischer Bewegungen aufgreift und dabei Anerkennung, Inklusivität und Community

fordert. Nicht mehr ein loses Bündnis einzelner schwuler, lesbischer, trans*, inter*, poly und gegebenenfalls kinky Akteur*innen steht damit im Raum, sondern junge Menschen mahnen die integrative Kraft des *Queeren* an, die sie zugleich stark auf sich als Person beziehen. Ihnen eine Auflösung der Identität oder einen unpolitischen Hedonismus vorzuwerfen, geht somit an ihren Lebensrealitäten vorbei. Was sich in dieser neuen Verwendung von *queer* als Selbstbezeichnung andeutet, ist somit nicht das Ende identitärer Politik – welches aufgrund der Breite des Begriffs vielfach beschworen wird – sondern deren alltagsbasierte Weiterführung. Ob diese Generation junger Menschen aber als Avantgarde verstanden werden kann, bleibt weiter fraglich. So ist ihre Durchsetzungskraft und ihre Position innerhalb politischer Kämpfe derzeit noch stark durch das dargestellte Kommunikationsproblem limitiert: Junge Menschen meinen mit *queer* deutlich mehr und deutlich Spezifischeres, als ein bewegungspolitischer Diskurs wahrnimmt und ihnen zugesteht. Das in diesem Selbstverhältnis von *queer* liegende politische Potenzial – genau wie die damit einhergehenden Hürden und Sackgassen – verbleibt so derzeit größtenteils außerhalb der politischen Debatte um den Begriff.

Gerade hier wird die Relevanz für die Soziale Arbeit deutlich: Als Profession und Disziplin, die sich der Unterstützung junger Menschen und der Bearbeitung gesellschaftlicher Ungleichheit verpflichtet sieht (Kessl und Plösser 2010, S. 7), ist sie herausgefordert, die komplexen Bedeutungszuschreibungen, Deutungsmuster und Aushandlungsprozesse queerer junger Menschen ernst zu nehmen. Dieser Beitrag verdeutlicht, dass Soziale Arbeit Räume eröffnen muss, in denen Vielfalt, Ambivalenz und Selbstdefinition nicht nur möglich, sondern aktiv unterstützt und reflektiert werden können.

Bewegungspolitisch haben wir uns mit dieser Analyse schließlich für eine Anerkennung der alltagspraktischen Politiken junger Menschen stark gemacht. Sie wollen wir nicht nur sichtbar machen, sondern möchten auch fragen, wie vor diesem Hintergrund generationenübergreifende Verständigungsprozesse aussehen können. So ist unklar, wie jüngere queere Menschen von den Kämpfen vorangegangener Generationen lernen können. Und was können und müssen auch ältere queere Bewegungen von den Perspektiven, Erfahrungen und Strategien der heutigen Jugend lernen? Ein solcher Dialog erfordert keine Angleichung, sondern kann Differenz produktiv werden lassen – etwa als Reibungspunkt, Reflexionsimpuls oder Anstoß zur solidarischen Neuausrichtung. Es steht zu diskutieren, wo es zu Abgrenzungen zwischen lesbisch/schwulen Akteur*innen und *queeren* Bewegungen kommt – und wie dies produktiv diskutiert werden kann. Unsere Analysen möchten wir weiter als Anregung verstanden wissen und bringen uns in ihre Bemühungen um derartige dialogische Prozesse ein. Denn erst über eine Auseinandersetzung mit Identität und eine prozesshafte Weiterentwicklung entstehen starke *queere* Kämpfe.

Funding Open Access funding enabled and organized by Projekt DEAL.

Open Access Dieser Artikel wird unter der Creative Commons Namensnennung 4.0 International Lizenz veröffentlicht, welche die Nutzung, Vervielfältigung, Bearbeitung, Verbreitung und Wiedergabe in jeglichem Medium und Format erlaubt, sofern Sie den/die ursprünglichen Autor(en) und die Quelle ordnungsgemäß nennen, einen Link zur Creative Commons Lizenz beifügen und angeben, ob Änderungen vorgenommen wurden. Die in diesem Artikel enthaltenen Bilder und sonstiges Drittmaterial unterliegen

ebenfalls der genannten Creative Commons Lizenz, sofern sich aus der Abbildungslegende nichts anderes ergibt. Sofern das betreffende Material nicht unter der genannten Creative Commons Lizenz steht und die betreffende Handlung nicht nach gesetzlichen Vorschriften erlaubt ist, ist für die oben aufgeführten Weiterverwendungen des Materials die Einwilligung des jeweiligen Rechteinhabers einzuholen. Weitere Details zur Lizenz entnehmen Sie bitte der Lizenzinformation auf <http://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de>.

Literatur

- Brodersen, F. (2018a). Zum sozialpsychologischen Konzept internalisierter Homophobie. Eine Rekonstruktion „integrierter Identität“ als Emanzipationsvision. *Open Gender Journal*, 2, .
- Brodersen, F. (2018b). Gestalt(ung) des Coming-out. Lesbische und schwule Jugendliche und junge Erwachsene in der Ökonomie der Sichtbarkeit. *Gender*, 10, 85–100.
- Brodersen, F. (2019). Form und Verjugendlichung von Coming-out als Statuspassage. Zum produktiven Verhältnis von Jugendforschung und Diversitätsorientierung. In A. Heinen, C. Wiezorek & H. Willems (Hrsg.), *Entgrenzung der Jugend und Verjugendlichung der Gesellschaft* (S. 144–157). Weinheim: Beltz.
- Brodersen, F. (2020). Strategien des ‚I _ gay‘. Coming-out und Politiken der Sichtbarkeit. *Open Gender Journal*, 4, .
- Brück, J. (2023). *Junge queere Menschen im Übergang von Schule in Ausbildung und Beruf. Eine qualitativ-rekonstruktive Studie zu (un)doing queer im beruflichen Ausbildungssystem*. Wiesbaden: VS.
- Brück, J., Brodersen, F., & Nestler, T. (2023). Queere Jugend und ihre Übergänge – Aufwachsen unter ambivalenten Anforderungen. In M. Bitzan, J. Brück, S. Dern, T. Nestler, U. Schirmer, B. Staudenmeyer & U. Zöller (Hrsg.), *Queer im Übergangssystem: Impulse für eine heteronormativitätskritische Praxis Sozialer Arbeit* (S. 41–66). Bielefeld: transcript.
- Burghardt, D., & Dederich, M. (2019). Riskante Modernisierung. Ulrich Becks Theorie der sozialen und individuellen Verwundbarkeit. In R. Stöhr & al (Hrsg.), *Schlüsselwerke der Vulnerabilitätsforschung* (S. 169–183). Wiesbaden: VS.
- Butler, J. (1996). Imitation und die Aufsässigkeit der Geschlechtsidentität. In S. Hark (Hrsg.), *Grenzen lesbischer Identitäten* (S. 15–37). Berlin: Querverlag.
- Butler, J. (2018). *Das Unbehagen der Geschlechter*. Frankfurt: Suhrkamp.
- Dambeck, H. (2007). Numerator: Rätsel des Möbiusbands gelöst. Spiegel. www.spiegel.de/wissenschaft/mensch/numerator-raetsel-des-moebiusbands-geloest-a-495189.html. Zugriffen: 21. Jan. 2025.
- Deutscher Bundestag (2017). *15. Kinder- und Jugendbericht. Bericht über die Lebenssituation junger Menschen und die Leistungen der Kinder- und Jugendhilfe in Deutschland*. Berlin: BMFSFJ.
- Engel, A. (2002). *Wider die Eindeutigkeit. Sexualität und Geschlecht im Fokus queerer Politik der Repräsentation*. Frankfurt: Campus.
- Engel, A. (2005). Entschiedene Interventionen in der Unentscheidbarkeit. Von queerer Identitätskritik zur VerUneindeutigung als Methode. In C. Harders, H. Kahlert & D. Schindler (Hrsg.), *Forschungsfeld Politik* (S. 259–282). Wiesbaden: VS.
- Engel, A., Schulz, N., & Wedl, J. (2005). Kreuzweise queer: Eine Einleitung. *Femina Politica – Zeitschrift für feministische Politikwissenschaft*, 14(1), 9–22.
- Frohn, D. (2013). Subjektive Theorien von lesbischen, schwulen und bisexuellen bzw. transidenten Beschäftigten zum Umgang mit ihrer sexuellen bzw. ihrer Geschlechtsidentität im Kontext ihrer beruflichen Tätigkeit – Eine explorative qualitative Studie. <https://www.qualitative-research.net/index.php/fqs/article/view/1933>. Zugriffen: 21. Jan. 2025.
- Gaupp, N. (2018). Jugend zwischen Individualität und gesellschaftlichen Erwartungen. *DJI Impulse*, 120(2), 4–9.
- Grob, M. (2008). *Geschlecht und Widerstand. Post., queer., linksradikal*. Königstein: Helmer.
- Hark, S., & Laufenberg, M. (2013). Sexualität in der Krise. Heteronormativität im Neoliberalismus. In E. Appelt, B. Aulenbacher & A. Wetterer (Hrsg.), *Gesellschaft. Feministische Krisendiagnosen* (S. 227–245). Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Heilmann, A. (2011). *Normalität auf Bewährung. Outings in der Politik und die Konstruktion homosexueller Männlichkeit*. Bielefeld: transcript.
- Huber, M. (2013). *Queering gay pride: Zwischen Assimilation und Widerstand*. Wien: zaglossus.
- Kessl, F., & Plösser, M. (Hrsg.). (2010). *Differenzierung, Normalisierung, Andersheit. Soziale Arbeit als Arbeit mit den Anderen*. Lehrbuch. VS.

- Krell, C., & Oldemeier, K. (2015). *Coming-out – und dann ...?! Ein DJI-Forschungsprojekt zur Lebenssituation von lesbischen schwulen, bisexuellen und trans* Jugendlichen und jungen Erwachsenen*. München: Deutsches Jugendinstitut.
- Laufenberg, M. (2014). *Sexualität und Biomacht. Vom Sicherheitsdispositiv zur Politik der Sorge*. Bielefeld: transcript.
- Nestler, T. (2018). *Wider der Anpassung – Queere Perspektiven auf Widerstand. „This is what trans looks like!“ – Eine qualitative Forschung zu Trans*personen in Deutschland*. Esslingen. Unveröffentlichte Masterarbeit
- Nestler, T. (2023). „Also wirklich ganz schwierige Charaktere von vornherein.“ Queerness und Widerstand von Adressat*innen in Erzählungen von Fachkräften. In M. Bitzan, J. Brück, S. Dern, T. Nestler, U. Schirmer, B. Staudenmeyer & U. Zöller (Hrsg.), *Queer im Übergangssystem. Impulse für eine heteronormativitätskritische Praxis Sozialer Arbeit*. Bielefeld: transcript.
- Perko, G. (2007). Queer-Theorien: Dekonstruktion von Identitätspolitiken und das Modell der Pluralität. *e-Journal Philosophie der Psychologie*, , 1–12.
- Schirmer, U. (2010). *Geschlecht anders gestalten. Drag Kinging, geschlechtliche Selbstverhältnisse und Wirklichkeiten*. Bielefeld: transcript.
- Schirmer, U. (2017). Zwischen Ausblendung und Sozialpädagogisierung? Dilemmata bei der Konstruktion von LSBT*-Jugendlichen als Zielgruppe Sozialer Arbeit. *Diskurs Kindheits- und Jugendforschung*, 12, 177–189.
- Stauber, B. (2012). Jugendkulturelle Selbstinszenierungen und (geschlechter-)biographische Relevanzen. In J. Ecarius & M. Eulenbach (Hrsg.), *Jugend und Differenz* (S. 51–73). Wiesbaden: VS.
- Stemmer, E., Gavranic, M., Hasenbein, L., & Pothmann, J. (2024). *Zwischen Fremd- und Selbstbestimmung. Zur Lebenssituation von trans und nicht-binären Jugendlichen und jungen Erwachsenen in Deutschland*. München: Deutsches Jugendinstitut.
- Strauss, A. L., & Corbin, J. M. (1996). *Grounded Theory. Grundlagen qualitativer Sozialforschung*. Weinheim: Beltz.
- Woltersdorff, V. (2005). *Coming out. Die Inszenierung schwuler Identitäten zwischen Auflehnung und Anpassung*. Frankfurt: Campus.

Hinweis des Verlags Der Verlag bleibt in Hinblick auf geografische Zuordnungen und Gebietsbezeichnungen in veröffentlichten Karten und Institutsadressen neutral.

Thomas Nestler Promovend am hochschulübergreifenden Promotionszentrum Soziale Arbeit